

Mitgegebenheit normal. Rückt sie hingegen in expliziten Konfrontationen als ungefilterte Einschränkung unserer Freiheit und direkter Zwang, im Extremfall: als Androhung oder Vollzug physischer Gewalt, ins Zentrum der Aufmerksamkeit, so dominiert sie fortan unweigerlich die Definition der Beziehung und färbt alles andere ein.

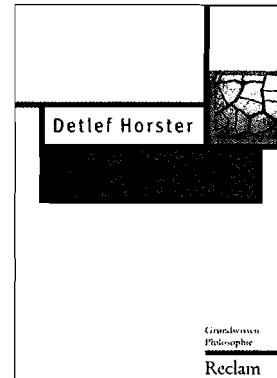
Es liegt daher häufig im Interesse sowohl der Mächtigen als auch der von ihnen Abhängigen, dafür zu sorgen, dass die Machtrelevanzen sozusagen „versteckt“ bleiben und die reale Fiktion von Ordnung und Normalität nicht zerbricht. Hierfür bieten sich zwei Mechanismen der Normalisierung an: Anerkennung und Vermischung. Richard Sennett (Autorität, Frankfurt a.M. 1985) hat überzeugend herausgearbeitet, wie die psychische Dynamik der Machtanerkennung zugleich als eine Methode der Selbsteinfügung von Unterlegenen in bestehende Herrschaftsverhältnisse funktioniert: Indem wir die Macht als Autorität achten und anerkennen, stellen wir sie in den Dienst von Werten, die wir selber bejahen. Macht, Ordnung und Wertordnung bilden von nun an eine kompakte Einheit, in der wir uns selber verorten und die uns zugleich vielfältige Möglichkeiten der Selbstlegitimierung eröffnet: Nicht einem fremden Willen unterwerfen wir uns, sondern folgen aus freien Stücken einer Macht, die Werte durchsetzt, die gleichzeitig unsere eigenen sind.

Die zweite Methode der Normalisierung der Macht ist ihre Vermischung mit anderen Beziehungstypen. Die Macht begegnet uns ja nur in Ausnahmesituationen in „reiner Form“. Im Normalfall ist sie vermengt und legiert mit anderen, im Vordergrund stehenden Definitionen der Beziehung, etwa Arbeit und Liebe. So sind beispielsweise auch in hierarchischen Arbeitsbeziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen die Herausforderungen und Erfolgswänge der Sache oftmals so dominierend, dass die Positionsunterschiede verblassen und die Machtrelevanzen hinter den gemeinsamen Sachbezug zurücktreten. Die Informalität der Zusammenarbeit und die Unbedingtheit der Zielverfolgung setzen die strukturell vorgegebenen Ungleichheiten zwar keineswegs außer Kraft; sie verbannen sie aber in den Hintergrund der Situation, wo sie als Grundtatsachen der Institution nach wie vor unbefragte Gültigkeit haben.

Und ebenso gilt für interpersonelle Beziehungen wie Liebe oder Freundschaft, dass sie aufgrund ihrer idealtypisch egalitären Struktur nur solange bestehen können, wie die in ihnen – etwa durch Asymmetrien der Zuneigung oder ökonomische Abhängigkeiten – selbstverständlich vorhandenen Machtchancen gerade nicht thematisch werden, was bedeutet, dass trotz aller unvermeidlichen Streitigkeiten allzu direkte Kraftproben und dauerhafte Machtkämpfe umgangen werden müssen. In interpersonellen Machtkämpfen verliert nämlich auch der Gewinner: Er ruiniert mit seinem Erfolg gleichzeitig die prinzipielle Freiwilligkeit und Ungezwungenheit der Achtung und Anerkennung, auf die es in solchen Verhältnissen letztlich immer ankommt. Die Kosten der Entmischung sind also hoch: Ist die ungeschminkte, unübersehbare Macht erst einmal ins Zentrum des Wahrnehmungsfeldes gelangt, so ist es äußerst schwierig, sie wieder zu vertreiben und zurückzudrängen, um die Normalität der Beziehung zu restituieren.

Lesetipp: Rainer Paris: Normale Macht. Soziologische Essays. Konstanz: UVK 2005.

BUCHBESPRECHUNG



Detlef Horster:
Ethik. Stuttgart: Reclam 2009
 (Grundwissen Philosophie)
 145 Seiten, 9,90 Euro

Der Hannoveraner Sozialphilosoph Detlef Horster legt eine interessante Einführung in die und einen gelungenen Überblick über die philosophische Ethik vor. Horster setzt sich mit deontologischen Ethiken, dem Kontraktualismus, dem Utilitarismus, dem Funktionalismus (Niklas Luhmann) und dem Sensualismus (oder Emotivismus) auseinander. An drei Beispielen – der Patentierung von Genen, dem menschenwürdigen Sterben und der Weltarmut – erläutert er die spezifischen Probleme angewandter Ethiken. Im Kapitel „Werte und Normen“ outet sich Horster als moralischer Realist. Werte und Normen hätten eine objektive Gültigkeit und seien nicht erst Ergebnisse von Diskursen oder persönlichen Entscheidungen. Unklar bleibt jedoch, worin diese Realität von Werten und Normen genau besteht: Sind sie „soziale Realität“ oder haben sie auch eine Realität unabhängig von menschlichem Denken und Handeln? Allerdings weist Horster den Anspruch, ein moralischer Realist müsse auch eine Ontologie moralischer Fakten entwickeln, zurück: „Der Ursprung der objektiven und universellen Werte und Normen muss den Philosophen ebenso wenig interessieren wie den Naturwissenschaftler der Ursprung der Gravitation. Er hat sie zu untersuchen, wobei er [...] ganz einfach davon ausgehen kann, dass es sie gibt.“ (S. 120). Non-Realisten dürfte das kaum zufriedenstellen, da ja einer ihrer Hauptkritikpunkte am moralischen Realismus in den Unklarheiten der Ontologie „objektiver“ moralischer Werte und Normen zu suchen ist.

Das Buch ist gut verständlich geschrieben und gerade auch für Nicht-Experten als Einführung in die Ethik geeignet. Sehr hilfreich sind auch die kommentierte Bibliographie, ein Glossar der wichtigsten Begriffe und eine Zeittafel.